

Jo Lendle
Alles Land

JO LENDLE

Alles Land
Roman

Deutsche Verlags-Anstalt

*Doubt not, go forward; if thou doubt,
the beasts will tear thee piecemeal.*

Alfred Tennyson

Kein Horizont. Der Wind treibt Schnee über den Boden wie einen Schwarm kleiner Tiere, von denen eines dem anderen folgt. Am Ende gehen sie über ins stumpfe, leere Weiß des Himmels.

Uns stört der Schnee nicht, die Skistöcke ragen aus dem Treiben heraus. Aber für die Hunde ist es eine Quälerei. Ihr Fell längst weiß gefroren, manchmal schnappen sie im Laufen nacheinander und nach den Schlittenleinen, dann sind ihre Schnauzen zu sehen und die von Schnee verklebten Augen. Starker Südwest, zum Glück haben wir ihn im Rücken, der Wind treibt uns vor sich her. Die Flocken wirbeln herum, umzingeln Schlitten und Hunde, um sich vor uns wieder zu vereinen. Wir sind kein Hindernis.

Die Flocken haben es so eilig, als hätten auch sie ein Ziel. Sie werden vor uns dort sein.

Unter dem Schneefegen ist kein fester Boden zu erkennen, vielleicht gibt es keinen mehr. Es hilft nichts, an die Spalten zu denken. Vor achtundzwanzig Stunden sind wir aufgebrochen, und noch immer ist es hell. Seither fahren wir auf dem Inlandeis, in der Wohnung der bösen Geister, wie die Grönländer es nennen.

Was werden wir finden? Beim Warten auf dem Schiff erzählte Wegener von Scott, wie man ihn und seine Leute

entdeckte, eine Tagesreise vor dem rettenden Depot. Bis zum Ende trugen die Männer ihre Gesteinsproben mit sich, die Steinkohle mit den Pflanzenabdrücken. Man fand sie unter ihnen, im Schutz ihrer Körper.

Wer sich nicht mit jeder Faser daran klammert, heil zurückzukehren, könnte hier wohl vom Verstand kommen. Wir fahren ohne Pause, nach Schlaf ist keinem zumute. Die letzten Felsen sind verschwunden. Unter uns kilometerdickes Eis, Wegener hat es selbst gemessen.

Dies ist wahrhaftig der einsamste Ort der Welt.

Dann der dunkle Fleck in der Ferne. Ein Schatten, wie sich im Näherkommen zeigt, der auf dem Schneefegen liegt wie auf festem Land. Wir fahren jetzt dicht beieinander.

Lange gelingt es uns nicht auszumachen, was den Schatten wirft. Keiner sagt ein Wort. Erst als wir langsamer werden, gibt es sich zu erkennen: Zwei Skier stecken gekreuzt im Firn, dazwischen ein zersplitterter Skistock. Sobald wir stehen, stürzen sich die Hunde auf das Leder ihrer Geschirre und fressen es auf.

Die Alfonsinischen Tafeln

Alfred Wegener hatte mehr Geschwister, als einem Menschen zu wünschen ist. Sie standen um ihn herum und schauten ihn an, sie stießen sich in die Seite und zeigten auf ihn, einige griffen schon über den aus Weiden geflochtenen Rand der Wiege und wollten ihn kneifen, aus Liebe.

Nur mit Mühe gelang es seiner Mutter, die Kinder zurückzuhalten. Vierundzwanzig Stunden hatte die Geburt gedauert, einen ganzen Tag. Anna Wegener war eine kaum zu erschütternde Frau, aber der Versuch, diese Horde zu bändigen, brachte sie an den Rand ihrer Kräfte.

Die Hebamme hatte Mutter und Kind für einen Moment allein gelassen, um den Bottich hinunter in die Waschküche zu bringen, auch sie erschöpft von der langen Arbeit. Beim Aufstehen war ihr auf einmal schwindelig geworden, und sie fror vor Müdigkeit. Es war zu kalt hier drin, zu kalt für ein Geburtszimmer. Sie hatte all das weiße Leinen zusammengerafft, die Laken und Tücher, und dann von außen die Zimmertür nicht wieder verschlossen.

Die Kinder hatten keinen Augenblick gezögert. Kaum dass die Hebamme auf der Kellerstiege verschwunden war, schlüpfen sie schon hinein, eins nach dem anderen. Sie brachten mit, was draußen war und was in den letz-

ten vierundzwanzig Stunden hier drinnen keine Rolle gespielt hatte, ebenso wenig wie der Wechsel von Tag und Nacht.

Vor der Tür war große Pause, dort war Montag, es war der erste November des Jahres 1880. Draußen war Allerheiligen, ein Feiertag, der in Berlin, Hauptstadt des Königreichs Preußen, nicht begangen wurde. Kein Grund, die Schule ausfallen zu lassen. Die Kinder waren wie jeden Morgen zum Unterricht gegangen. Die Mutter hatte sie rufen gehört, am Morgen nach dieser endlos langen Nacht, dann war es die ersten Schulstunden lang still geblieben, und nun hatte drüben der Gong geschlagen. Die Kinder verbrachten ihre große Pause hier, bei ihrem neuen Bruder.

Es waren erheblich zu viele. Zu den vier leiblichen waren die anderen Geschwister zu zählen, zwei Dutzend sicherlich, vom Oberprimaner bis hinunter zu denen, die erst seit Kurzem bei ihnen waren. Lange, blasse Träumer ebenso wie dicke Landkinder mit vor Fröhlichkeit glänzenden Augen. Alles Knaben, alle hatten sie kurz rasiertes Haar und liefen immerzu durcheinander. Es waren die Söhne verstorbener Beamten, Lehrer und Pastoren aus der Mark Brandenburg, die bei ihnen im Waisenhaus wohnten. Alfred Wegener wurde hineingeboren in ein wildes, lärmendes Rudel, das niemanden je in Ruhe ließ.

So verschieden die Jungen waren, jeder trug seine Schulkleidung, schwarze Hosen, helles Hemd mit dem eingestickten Wappen, eine Strickjacke gegen die Kälte – die Uniform des Gymnasiums zum Grauen Kloster. Alfreds Vater war Lehrer dort, er unterrichtete alte Sprachen. Er ließ seine Schüler Plato lesen und Ovid und die Psalmen,

so gut es eben ging. Er ließ sie aufschreiben, was sie verstanden, bis auch der letzte begriffen hatte, was er las.

Mittags, nach der letzten Schulstunde, kamen die Geschwister herüber ins Waisenhaus. Alfreds Vater begleitete sie, er stand der Anstalt vor. Seine Familie lebte mit den Zöglingen unter einem Dach. An den Sonntagen zogen alle in die benachbarte Klosterkirche, wo der Vater die Predigten hielt.

Schon am siebten Morgen seines Lebens besuchte Alfred zum ersten Mal einen dieser Gottesdienste, in der Woche darauf den nächsten und immer so fort, gemeinsam mit allen anderen, immer gemeinsam, und niemals blieb einer von ihnen allein.



Alfred Wegeners Vorfahren hatten seit Jahrhunderten als Pfarrer in Schlesien und der Mark gelebt, in Dörfern, deren Namen es längst nicht mehr gab. Sonntags hatten sie den Menschen mit leiser Stimme aus den Evangelien vorgelesen, sie hatten die Kinder Beten gelehrt und Lesen und Singen und Hoffen. Von jedem hatten sie Namen und Geburtstag im Kopf und hielten daneben schon etwas Platz für den Sterbetag. Sie kannten das Leben jedes Einzelnen, sie taufte, trauten und begruben sie. Im Gegenzug versorgten die Bauern sie mit allem, was man zum Leben brauchte, und oft waren ihre Häuser die schönsten des Ortes, weil alle zusammen sie errichtet hatten.

Diese Vorfahren waren eigensinnige Menschen gewesen, selbstbewusst gegenüber den Kirchenoberen und unempfänglich für ihre Vorgaben. Lieber studierten sie

selbst die Heilige Schrift und legten sie aus, wie es ihnen für ihre Schützlinge am besten erschien. Sie erfanden eigene Rituale und neue, vielstimmige Gesänge.

Nur allmählich wuchsen ihre Interessen über das Seel-sorgamt hinaus.

Alfreds Vater war der erste in der Reihe seiner Ahnen, der schrieb. Begonnen hatte er mit theologischen Aufsätzen, die von Mal zu Mal freimütiger ausfielen und sich mit jedem Anlauf weiter von Gott entfernten. Richard Wegener schrieb nachts, wenn alles schlief, vielleicht sogar Gott. Er hätte nicht erklären können, was falsch daran war. Er fühlte nur, dass sein Schreiben ihn von der Welt entfernte, aus der er kam, von ihren Regeln und Gesetzen.

Tagsüber nahm er sich vor, damit aufzuhören, nachts aber lockte ihn die Grenzenlosigkeit der leeren Seite. Am Ende stand eine kleine Sammlung von Gedichten, der er den Titel *Poetischer Fruchtgarten* gab. Er zeigte sie nicht einmal seiner Frau.

Ein Verleger in Cöthen erklärte sich zur Publikation bereit, bald darauf bekam Richard Wegener sein Handexemplar geschickt, in rotes Leinen gebunden. Er verbrannte es im Kamin.

Als das Feuer erlosch, war das Buch zu Asche geworden, ohne zerfallen zu sein. Deutlich war noch der Titel zu erkennen und das eingesetzte Schildchen mit der Zeichnung eines Bauerngartens, in der Mitte ein schreiender Hahn. Darüber sein Name. Er nahm den Schürhaken und stocherte so lange in der Asche, bis nichts als helle Flocken übrig waren.

Richard Wegener schrieb nie wieder ein einziges Gedicht. Beim Einschlafen betete er, seine Kinder würden niemals von den Abschweifungen ihres Vaters erfahren. Sie sollten auf Gottes Wegen bleiben.

Seine Frau hatte er in Wittstock getroffen. Da war er vierundzwanzig gewesen und noch immer Student der Theologie. Er wollte der Welt etwas schenken. Anna Schwarz hatte früh ihre Eltern verloren. Richard hatte seit jeher eine Schwäche für Waisenkinder gehabt. Er sah sie auf einem Empfang des Superintendenten, bei dem sie aushalf, Anna lief mit einem Krug voll Eiswasser durch die Reihen der Gäste, es war ein brütend heißer Nachmittag. Neben dem Gemeindehaus gab es ein kleines Dörr-, Brau- und Waschhaus. Später behauptete er, Anna habe ihm schöne Augen gemacht. Sie entgegnete, sie habe sich nur gewundert, warum er die ganze Zeit zu ihr herüberstarrte.

Sie hatte damals schon dieses Gesicht, mit den großen blauen Augen. Er fror an diesem Nachmittag im Hof des Superintendenten von all dem Eiswasser, das er sich hatte bringen lassen. Ihm gefiel ihr Familienname, er stellte sich vor, dass bei der Hochzeit alle in Schwarz kämen. Erst auf dem Heimweg wurde ihm bewusst, dass er nicht in der Lage war, eine Familie zu unterhalten. Von diesem Tag an tat er alles, um in diesen Stand zu geraten.

Ein knappes Jahr später hielt er sein Abschlusszeugnis in der Hand und fand eine Stelle als Hilfsprediger in der Provinz Posen. Sie brachte ihm dreihundert Taler Jahresgehalt und die Kollekte der Weihnachtsfeiertage. An Johannis 1868 beim ersten Gurren der Tauben hatte er Anna zum

Traualtar geführt, bei ihrem Eintreten in den Kirchenraum erhoben sich alle von den Bänken, ein einziges schwarzes Rascheln von Bratenröcken und Taft.



Wenn die Mutter am Vormittag die Wäsche besorgte, legte sie ihren Jüngsten auf den Boden des Elternschlafzimmers im ersten Stock des Hauses an der Friedrichsgracht. Alfred war jetzt ein Dreivierteljahr alt. Es war Sommer, alles kam in Bewegung, nur Alfred nicht. Er verbrachte seine Vormittage auf der Schurwolldecke, ohne sich zu regen. Manchmal sorgten sich seine Eltern, er könne für immer so liegen bleiben, und stritten leise, ob man ihm helfen müsse, die Gliedmaßen zu bewegen, oder ob die Bewegung von selber komme, aus Gott.

Alfred lag bäuchlings auf seiner Decke, den Kopf weit im Nacken. Zwischen den Vorhängen fiel ein Streifen Licht herein, in dem der Staub tanzte. Über dem dunklen Bett hing die Gesichter seiner Großeltern und schauten auf ihn herab. Im offenen Uhrkasten hielt das Pendel die Zeit in Gang. Es gab ein Übermaß an Geruch in diesem Zimmer. Nach Lavendel roch es, nach Staub, nach den Schurwollschlaufen unter seinem Kinn. Es roch nach dem Geschmack in seinem Mund und nach den Körpern seiner Eltern, wenn sie ihn an sich drückten. Zwischen den Bettpfosten stand ihr Nachtgeschirr, von einem grauen Tuch bedeckt.

Da bewegte sich auf einmal etwas, direkt vor Alfreds Augen, eine schwarze Flocke. Er kniff die Lider zusammen. Es war eine Ameise. Alfred ließ ein gurgelndes Lachen hören, er freute sich. Auch die Ameise hob ihren Kopf und

streckte die Vorderbeine aus. Endlich gelang es auch ihm, die Arme zu heben. Er wünschte sich, das Tier zu berühren, immer wieder ballte er die Faust, stieß gegen seine Schläfe und in die Luft. Nach einer Weile erst traf er endlich das Tier und zerdrückte es mit einem Schrei der Wonne.

Dahinter lief eine zweite Ameise und hinter dieser noch weitere. Es war eine kleine Kolonne, eine emsig krauchende Linie zappelnder Pünktchen. Sie zog sich unter dem Bett entlang, um den Nachttopf herum und an der Fußleiste vor bis zur Tür.

Alfred lief ein dünner Faden Speichel auf den Handrücken. Er stemmte die Arme auf die Decke und drückte seinen Leib in die Höhe. Der kleine, in ein Nest weißer Windeln gebundene Körper bäumte sich auf und fiel zur Seite. Alfred rollte von der Decke, der ganze Raum wickelte sich um ihn, bis er gegen die Kante des Bettes schlug und auf dem Rücken liegen blieb. Er hörte sich atmen. Aus ihren hölzernen Rahmen sahen die Großeltern seinem Treiben zu.

Alfred streckte die Hand aus und fasste nach dem Fuß des Bettes. Seine Finger krallten sich ums dunkelbraune Holz, dann spannte er den Arm an und drehte sich langsam zurück auf den Bauch. So konnte er alles wieder. Vorsichtig zog er am Bett und rutschte stattdessen selber vorwärts. Wie leicht es ging. Mit den Händen schob er sich weiter. Schon berührte er mit der Stirn den Rahmen und beugte den Kopf, bis er unter dem Bett verschwand. Er tauchte ein in den Strom der Ameisen.

Die Unterseite der Matratze war rissig. Das Netz aus Stahlfedern hing in der Mitte durch, sie kratzten ihm über

die Haut, hakten sich im Stoff der Windeln fest und zerrissen sie. Unaufhörlich schob er sich voran. Es war finster hier unten, der Nachttopf gab, als Alfred mit der Stirn dagegenstieß, einen dunklen Ton von sich. Längst tappte er mit den Händen auf Ameisen, krabbelten Ameisen über seinen Körper, sein Gesicht, sie verloren sich in den Falten seiner Windeln und bissen in seine Haut. Alfred weinte, aber er zog sich weiter. Vor ihm leuchtete der Spalt, wo es hinausführte ins Zimmer.

Als er sich unter dem Bettrahmen zurück ins Freie geschoben hatte, legte Alfred für einen Moment die Wange auf das Holz des Parketts und versuchte zu Atem zu kommen. Er wischte sich mit der Faust übers Gesicht und hob den Kopf.

Die Tür vor ihm stand offen. Die Mutter ließ sie geöffnet, um zu hören, wenn er schrie. Alfred sah, wie der Zug der Ameisen im Schatten des Türrahmens weiterlief und sich erst in der Ferne verlor, eine krabbelige Linie. Aus den Augenwinkeln sah er, dass die Blicke seiner Großeltern ihm folgten. Es würde ihnen nicht gelingen, ihn aufzuhalten.

Hinaus auf den Flur ging es wie von selbst. Die Streben des Treppengeländers waren schmal, Alfred robbte sich an den oberen Absatz heran.

Die ersten Stufen überwand er kopfüber, seinen Fall abwechselnd mit Stirn, Nase und Kinn bremsend. Er überschlug sich, die Windel dämpfte seinen Aufprall. So blieb er für einen Moment liegen. Dann ließ er sich Stufe für Stufe hinab.

Er wusste nicht, was ihn am Ende seiner Reise erwartete. Niemals war er auch nur annähernd so wach gewesen

wie jetzt. Auf den Rändern der Stufen lag eine Schicht aus Staub, die verschwand, wenn man darüberstrich.

Am Fuß der Treppe fand er die Ameisen wieder. Ihre Spur zog sich über den Steinfußboden, er hatte nun keine Mühe mehr, ihnen zu folgen. Erst am Ende der Diele stieß Alfred auf eine Tür, die weiß war. Er drückte sich dagegen, aber sie ließ sich nicht öffnen. Nur die Ameisen zwängten sich durch eine Ritze unter der Fußleiste.

Alfred sah sie verschwinden, und auf einmal überwältigte ihn ein Sturm aus Unglück, Kälte und Hunger. Er drängte sich an die Ritze, als könnte er sich daran wärmen.

Tony fand ihn, seine größere Schwester, als sie vor den anderen von der Schule heimkam. Niemand konnte sich erklären, wie es ihm gelungen war, dorthin zu gelangen. Von nun an blieb, wenn die Mutter ihn zur Ruhe legte, die Tür verschlossen.



Einen ganzen Sommernachmittag über saß Alfred neben Käte im Garten, jeder mit einem Halbschuh im Schoß, und seine Schwester zeigte ihm, wie man eine Schleife band. Es war ganz still im Garten. Sie hatten Zeitungspapier unter die Sohlen gelegt, um sich die Kleidung nicht schmutzig zu machen. Alfred sah auf seine Hände hinab, zwischen denen sich die dünnen Schnürsenkel wanden. Seine Finger nahmen das eine Ende und legten es zu einer Schlaufe, umwickelten sie mit dem anderen Band, doch bevor es ihnen gelang, eine weitere Schlaufe zu legen, entglitt ihnen die erste schon. Alfred sah seinen kurzen, groben Fingern zu. Er wusste genau, was sie hätten tun müssen,

aber sie taten es einfach nicht. Immer wieder begann er von vorne, mit zusammengepressten Lippen, bis ihm am Ende die Finger zu zittern begannen. Am liebsten hätte er sie sich abgeschnitten.

Die Schwester lachte, als er seinen Schuh auf den Rasen warf. Sie zeigte es ihm noch einmal in aller Ruhe, und Alfred machte einen neuen Versuch. Er merkte nicht einmal, dass Käte weiter lachte, über ihn, weil ihm vor Anstrengung die Zunge aus dem Mund heraushing. Bei jeder Bewegung seiner Finger sprang sie hin und her, er konnte sich nicht dagegen wehren. »Eher wirst du dir einen Knoten in die Zunge machen als in dein Bündel«, sagte Käte. Am frühen Abend endlich gelang ihm die erste Schleife, da war seine Schwester längst ins Haus gegangen. Alfred wiederholte das neue Spiel, bis seine Mutter kam und ihn zum Essen holte.

Anna Wegeners Sorge galt vor allem ihren drei jüngsten Kindern. Im Jahresabstand geboren, waren sie weniger kräftig als die älteren, und die Mutter fürchtete um ihre Gesundheit. Im Garten wuchs Holunder, aus den Beeren kochte sie einen schwarzen Sirup, der bitter war, aber gegen die Erkältungen helfen sollte, an denen Käte, Kurt und Alfred während der Hälfte des Jahres litten. Sie kochte süße Grießknödel und übergoss sie mit dem Sirup, damit sie ihn aßen. Sie kaufte Lebertran und erzählte ihnen Geschichten über den Wal, von dem der Tran stammte. Wenn sie zu der Stelle kam, an der die Fänger ihre Harpunen nach ihm schleuderten, steckte sie jedem ihrer Kinder nacheinander einen vollen Löffel in den Mund. Dazu schilderte sie, wie der Wal ein letztes Mal zu tauchen versuchte. Fast wäre

das Schiff unter Wasser geraten. Die Kinder schluckten die Medizin ohne Gegenwehr.

Abends, wenn Alfred und seine Geschwister schliefen, lag Anna Wegener auf dem Kanapee und aß von dem Quittenbrot, das sie in großer Menge selber zubereitete. Die anderen Familienmitglieder verzogen den Mund, wenn sie die Schale auf den Tisch stellte, weil es ihr immer ein wenig bitter geriet, dabei brauchte es nichts als eine Prise Puderzucker. Dazu las sie die Schriften des Pfarrers Sebastian Anton Kneipp. Obwohl katholisch, hatte er bedenkenswerte Ansichten. Ihr imponierte, dass ihn ein Bad in der eiskalten Donau von seiner Tuberkulose geheilt hatte. Einen seiner Sätze behielt sie im Gedächtnis: *Wenn du merkst, du hast gegessen, dann hast du schon zu viel gegessen.* Morgens bei Sonnenaufgang lief sie von nun an mit ihren drei Jüngsten an den Gartenteich, zog ihnen Schuhe und Strümpfe aus, und Käte, Kurt und Alfred sprangen mit Geschrei in das kleine Becken. Sie mussten sich aneinander festhalten, um nicht umzufallen vor Überschwang. Manchmal begleiteten die Größeren sie, aber sie durften nicht mit hinein zum Wassertreten. Stumm standen sie am Rand des Teiches und ärgerten sich, so gut bei Gesundheit zu sein.



Alfreds Kindheit erstreckte sich zwischen dem Esstisch, der Schulbank, dem Garten, der Kirche und ihrem großen Schlafsaal. Auch die Kinder der Familie schliefen nachts zusammen mit den Waisen in der allgemeinen Bettenstube, das empfindliche Gerechtigkeitsgefühl ihres Vaters ließ es anders nicht zu.

Alfred gehörte das Bett am Fenster. Auf seinem Nachttischchen stand eine Schneekugel, die er abends in die Hand nahm, um ihre glatte, kühle Form zu spüren. Wenn der Mond aufging, brach sich sein Licht darin. Dann schüttelte er die Kugel und sah den Schnee unhörbar niedergehen wie in einer Sanduhr. Unter der gläsernen Kuppel steckte der Kölner Dom, klein und stolz wie Alfred selbst. Das Spielzeug war ein Geschenk seines Onkels gewesen, zu Alfreds Geburt, als der Dom gerade fertig gebaut worden war. »Sechshundert Jahre nach dem ersten Spatenstich«, hatte der Onkel zu Anna gesagt. Gut, dass der Junge schneller fertig geworden sei.

Geschwindigkeit war jetzt in aller Munde. Überall gab es neue Pläne. Beim Frühstück schaute der Vater von seiner Zeitung auf und sagte, nun wollten sie in Berlin eine neue Eisenbahn bauen, unter der Erde. Er las die geplanten Fahrzeiten vor, und Alfred lernte sie auswendig. Von der Warschauer Straße bis zum Stralauer Tor würde die Bahn nur eine Minute brauchen. Er selbst hätte sich in dieser Zeit nicht einmal die Schuhe geschnürt.

Für den Küchenherd gab es eine Waffelpfanne aus Eisen. Am Totensonntag hob die Mutter mit der Ofenzange das runde Mittelstück aus der Herdplatte und danach einen Ring nach dem anderen, von den kleineren im Zentrum bis zu den äußeren, immer höher schlugen die Flammen hervor, und Alfred, der danebenstand, fürchtete schon, sie könnten ihn erreichen, aber da kam die Mutter und setzte die Pfanne genau in das Loch hinein. Während sich das Eisen erwärmte, bereitete sie den Teig, dann wurde gebacken. Die Mutter riss die heißen Waffeln mit blo-

ßen Händen auseinander und verteilte sie. Die Kinder verglichen die Größe ihrer Stücke und prüften, wo sie aneinanderpassten. Immer beschwerte sich Willi, Alfreds ältester Bruder, er sei zu kurz gekommen, aber niemand achtete darauf. Jedes Kind durfte sich selbst Puderzucker auf seine Waffeln streuen.

Als die Mutter einmal den Raum verließ, beugte sich Willi zu Alfred hinüber und fragte, ob er schon einmal im ewigen Eis gewesen sei. Vorsichtig schüttelte Alfred den Kopf. »Hier drin«, sagte Willi, »ist das ewige Eis«, und hielt ihm die Puderzuckerdose hin. Neugierig näherte sich Alfred den Löchern im Deckel, da klopfte Willi von unten ans Blech der Dose, und Alfred hatte das Gesicht voll von dem weißen Staub.

Das Lachen der anderen, das Ringen um die Puderzuckerdose und wie im Versuch, sie Willi aus der Hand zu reißen, immer weitere Wolken in die Luft stiegen, die langsam durch den Raum zogen. Alfreds Sorge, ob das erlaubt war, und seine entsetzliche Wut, die alles überdeckte. Endlich bekam er die Dose mit beiden Händen zu packen und riss daran, aber es war nur der Deckel, den er in der Hand hielt. Lachend machte Willi einen Schritt auf ihn zu und schüttete die ganze Ladung über ihm aus. Als die Mutter zurückkam, war das Zimmer eine weiße Wüste. Darin nur die vor Schreck erstarrten Kinder und der schwarze, vor Hitze puckernde Ofen.

Zu Weihnachten bekam jedes der Kinder einen Satz Kreidestifte in allen Farben. Nebeneinander saßen sie an dem langen Tisch und füllten Blatt um Blatt. Am beliebtesten waren die Rötel mit den Hautfarben, immerzu mussten

sie gespitzt werden. Am Ende verschenkte Alfred seine an Kurt, um ihm eine Freude zu bereiten. Er malte ohnehin keine Menschen.



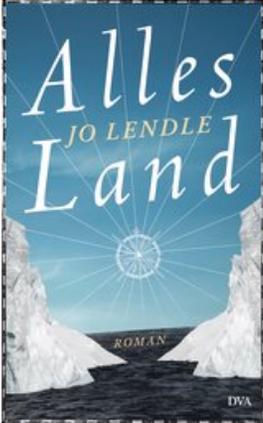
Das Trommeln überall, das Knallen und die Schüsse, der Lärm von allen Seiten. Alfred war noch niemals nachts auf der Straße gewesen, ohne die Eltern. Beim Aufbruch hatte er mit einem Mal nicht mehr mitgewollt, aber die Geschwister gaben sich den Anschein, sie würden so etwas jeden Abend erleben. Also war er mit den anderen, in die steifen Mäntel, Shawls und Fellhandschuhe gepackt, vor die Tür getreten, und Alfred hatte Sterne am Himmel gesehen, die unbeweglich zwischen den eilig ziehenden Wolken standen. Das Wasser im Schleusengraben war gefroren, das Eis von Schnee bedeckt. Der Vater sagte, es werde ein schönes Neujahr geben, und Alfred wunderte sich einmal mehr, was sein Vater alles wusste. Der Vater würde am Morgen in der Aula die Predigt halten, über Matthäus 7, Vers 7, das hatte ihm die Mutter geflüstert, weil es Alfreds Taufspruch war. *Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan.* Alle Kinder aus dem Waisenhaus würden da sein und zuhören, und am Ende blieben sicherlich wieder einige einfach in den Bänken sitzen, weil sie gar nicht zurückwollten auf ihre Stube, fort von den schönen Worten.

Von der Mutter hatten sie sich Bratpfannen und Deckel geben lassen, die sie nun gegeneinanderschlugen, um den Radau zu machen, der zum letzten Tag des Jahres gehörte.

Alfred versuchte sich die Ohren zuzuhalten, was ihm nicht gelang. Kaum dass sie über der Brücke waren, hatte Willi ihm eine gusseiserne Kasserolle über den Kopf gezogen, die er nun mit regelmäßigen Schlägen eines Kochlöffels bearbeitete. Alfred bemühte sich, darunter hervorzulächeln, es war das erste Mal, dass er dabei sein durfte. Seine Aufgabe war es, in der Nähe des hellen Tons zu bleiben, bei den leeren Sodaflaschen, die Käte gegeneinanderschlug, sie lief ganz vorn. In der Hand hielt Alfred die große Milchkanne aus Blech, und wenn Willi eine Pause machte, hieb Alfred mit einem Rührstab gegen das Metall, ein dumpfer Klang, und für einen Moment war nichts anderes zu hören als seine Schläge und ihr leiseres Echo von den Häusern der anderen Straßenseite.

In der Dunkelheit unter seinem Topf versuchte Alfred sich vorzustellen, wo sie entlanggingen. Anfangs fiel es ihm leicht, ihren Weg zu verfolgen, aus dem Haus und am Ufer entlang, beim Bäcker vorbei, bei dem es selbst in der Nacht nach Teig roch. Dann wurde ihm schwindelig von all dem Lärm, und er hatte genug damit zu tun, achtzugeben, aus welcher Richtung das Klingeln der Sodaflaschen kam. Einmal meinte er, die Geräusche vom Wirtshaus zu erkennen, aber hätten sie dahinter nicht die Gertraudenstraße kreuzen müssen? Tatsächlich, schon fühlte er unter den Sohlen die Bürgersteigkante, und da waren die Geleise der Pferdebahn. Kein Wagen war unterwegs. Nun müssten sie beim Molkereiladen sein, zu dem ihn die Mutter morgens mit der Kanne schickte, Alfred stellte sich vor, wie finster die Scheiben jetzt waren, die morgens so milchweiß glänzten.

Ihm wurden die Finger kalt, er nahm Kanne und Schlegel in die eine Hand und steckte die andere in die Tasche



Jo Lendle

Alles Land

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-421-04525-6

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: September 2011

Ein fesselnder Abenteuerroman über den letzten großen Helden der Polarforschung

Alfred Wegener ist ein Getriebener. 1930 bricht er auf, um der Menschheit zu zeigen, dass es möglich ist, am einsamsten Punkt der Erde, im grönländischen Inlandeis, zu überwintern. Aber es gibt Schwierigkeiten – er schafft es nicht mehr zurück zur Küste. Von Wegeners eisigem Grab aus blickt Jo Lendle zurück auf das Leben dieses letzten großen Helden der Polarforschung und verharrt überall dort, wo sich Geschichten darin finden: wie Wegener unfreiwillig einen Rekord aufstellt, indem er 52 Stunden mit einem Heißluftballon in der Luft bleibt, oder wie er von der versammelten Wissenschaftsgemeinde für seine verwegene Theorie der Kontinentaldrift ausgelacht wird, für die er erst drei Jahrzehnte nach seinem Tod Anerkennung findet.

Alfred Wegener verschrieb sein Leben der Forschung, war voll der Faszination für Abwegiges, aber auch ein Zweifler mit einer großen Sehnsucht nach Einsamkeit. Ein Leben wie ein Abenteuerroman – den Jo Lendle jetzt erzählt.